

Er und Sie und das Paradies [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **7 (1917)**

Heft 33

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-639593>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 33 — 1917

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

18. August

Zwei Abendlieder

von Fritz Schmidlin.

I.

Im Weft verglüht ein Abendrot,
Die ersten Sterne schimmern matt,
Ein Wölklein segelt wie ein Boot,
Das purpurfarbne Segel hat.
Es wandert in die Ferne hin,
Trägt eine leichte, frohe Fracht;
Sind viele schöne Träume drin.
Die nimmt es mit sich in die Nacht,

Der Mond kränzt sie mit Silberschein
Und manchmal weht der kühle Wind
Die schönsten Melodien drein,
Daß man sie sinnend weiter spinnt
Und sich ein neues Glück erträumt.
— Doch wenn der helle Morgenschein
Die Welt mit goldnem Glanz umsäumt,
Wird Boot und Traum zerfloßen sein.

II.

Nun schweigt der Amselschlag,
Die hellen Sterne prangen;
Der laute Sommertag
Ist schlafen gangen.

Der Wind im Baume ruht
Und will darin verweilen,
Und selbst die dunkle Stut
Mag nicht mehr eilen.

Allein mein leises Lied
Regt sehnend seine Schwingen.
Ist wach und wird nicht müd
Von dir zu singen.

□ □ Er und Sie und das Paradies. □ □

19

Roman von Lisa Wenger.

„Es ist eine Welt für sich, in die Sie da eintreten werden,“ fuhr er zu reden fort. „Der Kampf ums Dasein tobt in dieser Scheinwelt heftiger als in der andern. Die Leidenschaften sind Lebensantrieb. Einen Januskopf zeigt unser Künstlerleben. Der eine lacht zum Publikum herunter, weint ihm seine Krokodilstränen vor, schreit ihm seine Liebesbeschmerzen entgegen, ficht vor ihm seine heldenmütigen Kämpfe, und reißt das Publikum mit, zu empfinden wie er. Das andere Gesicht hinter der Bühne rächt sich durch seine Frazen an seinem läugerischen Zwilling, die Angst, die Gemeinheit sieht ihm aus den Augen. Verachtet, unselig, unglücklich zuckt sein Mund. Und doch kümmert das niemand, nie darf das Angeficht sich dem Publikum zuwenden, nie dürfen die Grimassen der Not zu ihm dringen, es will nur den glücklichen Bruder kennen. Und die meisten, die den Januskopf tragen, versinken im Schlamm oder im Elend, es ist ungefähr daselbe.“

„Ein dunkles Bild, das Sie da zeichnen,“ sagte Martin.

„Es gibt Ausnahmen, Hermeline, an denen der Schmutz nicht haftet. Vielleicht gehören Sie zu denen. Ich kenne sie

nur vom Hörensagen, habe keinen je gekannt. Glaube auch nicht, daß sie ihr Ziel erreichen. Sie strecken die Waffen. Darf ich einschenken?“ Peter Hellebede goß langsam den karneolfarbenen Wein in Martins Glas, der nachdenklich trank, zerstreut, ohne den Wein zu würdigen.

„Sie schildern einseitig,“ sagte er. „Bleibt der Mensch nicht auch auf der Bühne Herr seines Willens? Ist die Macht des Gemeinen denn so groß, daß keiner sich ihr entziehen kann? Ist diese Macht dort größer als anderswo? Was von außen kommt, kann doch des Menschen Seele nicht verunreinigen.“ Hellebede lächelte wieder sein wissendes, überlegenes Lächeln. „Man atmet vergiftete Luft ein, bald speit man sie auch aus. Und Eitelkeit zerlegt. Sie allein genügt, um eines Engels Füße zu beschmutzen. Und sie allein regiert die Bühne.“

„Und mir raten Sie, sie mir zu erwerben? Auch gegen die Eitelkeit kann man sich wehren.“

„Versuchen Sie Ihr Glück, Barsifal.“

„Ich verstehe, daß Sie spotten,“ sagte Martin.

„Nur halb,“ gab Hellebede zurück. „Und nun lassen Sie

uns noch ein paar technische Fragen berühren. Ich möchte Sie unsern Leuten vorstellen, Sie einführen, eigentlich eingewöhnen. Es findet in den allernächsten Tagen eine Art Vereinigung statt, die neugeworbenen Kräfte wollen Bühne, Direktor, Kollegen usw. kennen lernen. Darf ich Sie bitten, da zu erscheinen? Und dann interessiert es Sie vielleicht, unserer ersten Probe beizuwohnen?" Martin dankte und nidte.

„Bianchi wird anwesend sein, wie er mir sagte.“

„Um zu beweisen, daß man alles anders spielen müßte, als es gespielt wird. Bianchi in den Proben ist eine Marter für meine Künstler. Er unterbricht sie rücksichtslos, schreit sie an, behängt sie mit den fürchterlichsten Namen, läßt zehn- und zwanzigmal den Takt oder den Satz wiederholen und bringt die Nervösen zur Verzweiflung, denn er schimpft beim letztenmal ärger als beim ersten und schickt die Armen an den Kochtopf oder zum Holzhauen. Mißliebigen spricht er jedes Talent ab. Kurz, mir ist's schon lieber, wenn er nicht da ist. Aber er ist ein Genie der Kritik, er hat ein Taktgefühl für die kleinsten Biegungen in ihm, für die feinste Schwan- gung einer Note, sein Gehör ist fast übermenschlich fein. Dabei versteht er es, Anfänger nicht zu entmutigen. Er beginnt mit einem Lob und endet mit dem fürchterlichsten Herunter- machen. Aber das anfängliche Lob ging ihnen wie Del ein, und darum schluden sie den Tadel leichter herunter. Und nun, was macht Ihre reizende Frau?“

„Danke, es geht ihr gut,“ sagte Martin kühl.

„Ich habe sie leider in den letzten Tagen nirgends gesehen, sie ließ die Karten zu dem Gartenfest unbenutzt,“ bedauerte Hellebede.

„Sie mag müde gewesen sein, einen Grund hat sie mir für ihr Wegbleiben nicht angegeben,“ sagte Martin.

„Darf ich bitten, mich ihr sehr zu empfehlen,“ bat der Direktor und verbeugte sich. „Und ich möchte es noch einmal aussprechen, lieber Herr Born, daß dieser Tag, an dem Sie einer der Unsern geworden, für mich den Glanzpunkt in meiner Laufbahn bedeutet. Ihre herrliche Stimme sich auf meiner Bühne zum erstenmal entfalten zu hören, Sie als erster dem Publikum vorstellen zu dürfen, ist mir eine große, hohe Freude. Ich danke Ihnen.“ Martin nahm die Hand, die ihm geboten wurde, und schüttelte sie.

„Wenn ich Sie nur nicht enttäusche.“ Hellebede lächelte.

„Das können Sie an Bianchis Benehmen merken, ob Sie enttäuschen werden oder nicht. Er bildet seine Schüler aus, wenn sie es wünschen. Er gibt ihnen seine Kenntnisse und seine Kunst und nimmt dafür ihr Geld. Aber bei Ihnen: er setzt ja sich selbst ein. So wie ich ihn kenne, würde er alles hingeben, um Sie der Welt zu schenken, wie er sagt. Bianchi war oft, wenn es sich um das Verpflichten meiner Künstler handelte, mein Leiftern, ohne daß ich ihn zu fragen brauchte. Einfach durch die Nuance seines Urteils.“

Martin fand es an der Zeit seinen Besuch zu beenden. Er erhob sich, und Hellebede begleitete ihn bis zur nächsten Haustüre.

Der Pförtner, der unten aus seinem winzigen Stübchen Ausschau hielt, wunderte sich dermaßen darüber, daß er beim Mittagessen seiner Familie erzählte, der Direktor müsse einen Milliarden gefunden haben, er habe ihn bis zur Haustüre begleitet.

Martin ging langsam die Schillerstraße hinunter und bog in die Allee ein, die dem See entlang nach Bianchis Haus führte. Hellebedes Worte klangen in ihm nach. Uebertrieb der Direktor? War die Welt, in die er einzutreten im Begriff war, so, wie Hellebede sie schilderte? Martin wußte, daß das Theater, dem er angehören würde, nicht vom Rang eines Großstadttheaters war, daß aber künstlerische Kräfte mitwirkten, es auf eine Höhe zu bringen, die im geistigen Sinne erstklassig genannt werden durfte. Von Hellebede waren die Anregungen und der erste Antrieb ergangen, nach Dekorationen, die, von Malern und Architekten entworfen, der Wahrheit und künstlerischen Einfachheit Eingang auf den Bühnen verschaffen sollten. Mit Ernst und dem festen Willen, der Kunst zu dienen, waren Dramen und Opern aufgeführt worden, die dem Geschmack des breiten Publikums nicht entsprachen und keine Kassensünder waren. Es wurden Opern ausgegraben, die wie alter Wein verstaubt unter Spinnweben lagen, aber als kostbare Perlen erkannt wurden, nachdem sie ans Tageslicht getreten. Das alles sprach doch dafür, daß Hellebede zu stark auftrat, wenn er behauptete, daß vom Theater nichts Gutes kommen möge. Trotzdem wurde Martin ein unbehagliches Gefühl nicht los. Ob das alles allein von der Bühne und ihren Eingebornen galt, oder auch vom Publikum? Auch von den Gewohnheits- besuchern? Bis war so oft im Theater, und verkehrte mit Manchem von den Schauspielern. Atmete Bis die Luft nicht schon ein, die Hellebede als giftig bezeichnet hatte? Das Gefühl, daß er den Boden, den er betreten würde, nicht kenne, steigerte sein Unbehagen. Er tröstete sich, daß er bald Klarheit über alles das haben werde, was jetzt noch verworren und dunkel vor ihm lag.

Martin ging zwischen allen den Menschen, die an ihm vorübergingen, als sei er allein auf der Straße. Es war ihm fast zu Mute, als spiele er schon in irgend einem Stück mit, als sei nicht er es, der da mit einem so wichtigen Vertrag in der Tasche in der fremden Stadt herumliefe, als sei er eine Marionette, die fremdem Willen gehorche. Nun würde sich also seine Stimme in Gold verwandeln. Sie wurde nun seine Dienerin, die zu erscheinen hatte, wenn er es wollte. Sie mußte aus der Versenkung auftauchen und verschwinden auf Befehl. Sie durfte nicht wanken, nicht ermatten, nicht froh klingen, wenn es nicht vorgeschrieben war, nicht trauern, nicht jubeln, wenn es der Kapellmeister nicht wollte. Arme Stimme. Erinnerungen überfielen Martin und drängten sich auf. Der Wald rauschte, und die Baumwipfel schlugen über ihm zusammen, grün und durchsichtig, und Sonnenstrahlen schlangen sich wie Ketten darum. Er ging in einem Dom, unter dessen Kuppel er den Vögeln zulieb und dem Sommer zu Ehren gesungen. Weg damit, weg. Er konnte die Erinnerungen nicht gebrauchen. Martin raffte sich auf. Rasch trat er in einen Laden und kaufte eine große, goldpapierene Düte für Bis. Wenn ihre feinen Finger gleich die größten und besten Kugeln herauszufischen wußten, und wenn sie eifrig dankte und ihn strahlend ansah, dann war er zu Hause, wo immer er sich auch befinden mochte. Ach, Bis war seine Welt, mochte sich sein äußeres Leben abspielen, wie es wollte.

Er war am Ziel. Seine Augen überflogen den schönen Eingangsgarten an Bianchis Haus, das geschmiedete Gitter, das den Garten gegen die Straße abschloß, die samtnen

Grasflächen zu beiden Seiten des Weges, der zum Haus führte, und die wundervollen Rhododendrengruppen, die die Terrasse halb verbargen. Daß er selbst es war, der da ging, daß er es war, der so gütig von zwei bedeutenden Menschen aufgenommen wurde, daß er Lis den größten Wunsch erfüllen durfte, allein durch seinen Entschluß, die Bühne zu betreten — war das alles nicht eigentlich ein Wunder?

Martin betrat das Haus, kühl und still, in rötliche Dämmerung getaucht lagen Flur und Treppe. Dicke, grüne Perserteppiche führten bis hinauf unters Dach. Die Wände waren bedeckt mit Bildern, die teils Kunstwerke waren, teils Arbeiten von Freunden oder bedürftigen Künstlern. Martin brauchte immer lange Zeit, bis er oben war. Er lernte jeden Tag ein anderes Bild kennen. Heute ging er rasch die Treppe hinauf, denn er war müde von den mancherlei Eindringen, die ihm begegnet.

Oben stand die Wohnzimmertüre offen, und ein großer Blumenstrauß lachte Martin an. Lis stand unter der Türe und begrüßte ihn mit frohen Augen.

„Kate, wo ich war, und was ich in der Tasche habe,“ sagte er.

„Schokolade,“ rief sie ohne Zögern. Sie suchte in seinen Taschen und fand bald das goldene Paketlein. „Und was ist das?“ fragte sie und brachte den Kontrakt in seinem gelben großen Umschlag ans Tageslicht.

„Du kannst es nicht raten.“

„Hast du dich photographieren lassen?“

„Nein?“

„Hast du den Katalog bei Reddermann geholt?“

„Bewahre.“ Da wurde sie ungeduldig.

„Sag's, ich mag nicht mehr raten.“

„Es ist mein Kontrakt,“ sagte Martin, und es lief ihm eine Gänsehaut über den Rücken. „Ich bin als erster Tenor der Oper verpflichtet.“ Lis sah ihn an und sagte kein Wort, so schicksalsschwer erschien ihr der Augenblick.

„Jetzt wirst du groß und berühmt,“ flüsterte sie dann. „Und ich bin deine Frau.“ Sie fiel ihm in die Arme und blieb still liegen. Aber rasch entledigte sie sich des belastenden Gefühls und öffnete hastig den Kontrakt.

„Zwischen Martin Born einerseits und Belo Hellebede andererseits...“ las sie. „Gastreifen? Du darfst Gastreisen machen?“ Martin nickte. „Wie herrlich!“ Dann plötzlich machte Lis große Augen. „So viel Geld bekommst du? Das ist ja furchtbar viel. O Gott, das können wir ja gar nicht verbrauchen.“ Martin lachte.

„Das ist auch nicht nötig. Und vergiß nicht, daß das Geld vorläufig Bianchi gehört.“

„Ach, das zurückzugeben eilt doch nicht so,“ rief Lis.

„Nicht? Eher freut mich mein Leben nicht, ehe ich meine Schulden bezahlt habe.“

„Ach, meinetwegen, zahl doch,“ rief sie ärgerlich. „Du bist einfach langweilig.“

„Kann sein,“ sagte er gelassen. Sie steckte ihm aber doch eine Rose ins Knopfloch.

„Ich will die erste sein, die dir Glück wünscht.“ Sie küßte ihn und dankte ihm wie ein Kind, dessen größter Weihnachtswunsch unter dem brennenden Bäumlein liegt.

„In vierzehn Tagen beginnen die ersten Proben. Das ist auch eine der wichtigsten Neuerungen, die Hellebede er-

reicht oder erzwungen hat, daß die Opern und Schauspiele nicht aufgeführt werden, ehe sie eine ganze Reihe Proben hinter sich haben, nach französischem Muster, statt nur zwei oder drei wie bisher.“

„Darf ich bei den Proben dabei sein?“ fragte Lis gespannt.

„Warum nicht, es wird dich aber bald langweilen.“

„O, langweilen. Es langweilt mich nichts, was das Theater angeht. Und denk, der Harry von Oriol ist diesen Winter der Bühne als erster Liebhaber verpflichtet worden, er hat den Merotti überholt, der kommt an ein kleineres Theater.“

„Was ist denn das für ein Mensch, dieser Oriol?“ fragte Martin.

„O, ein entzückender Mensch,“ sagte Lis. „So hübsch, und so zierlich. Alle sind in ihn verliebt, und sogar Mary findet ihn schön und sagt...“

„Was sagt sie?“

„O nichts.“

„Was sagt sie? Bitte!“

„Sie sagt, daß mich alle beneiden, weil er mir ein wenig den Hof macht.“ Martin stieg ein dunkles Rot bis unter die Haare.

„Aufrichtig bist du, Lis,“ sagte er. „Aber ich begreife nicht, daß du Freude an allen diesen leichtfertigen Menschen haben kannst.“

„Leichtfertig? Mary und der Oriol? Was weißt denn du davon? Es ist gar keine Rede davon, daß sie leichtfertig sind, aber du bist langweilig und ein Schulmeister. Ja, das bist du. Und kaum habe ich etwas, was mir Spaß macht, willst du es mir nehmen.“

„Nein, ich will es dir nicht nehmen. Aber könntest du dir nicht andere Freunde wählen, Frau Mary scheint mir so oberflächlich — verzeih —. Ueber Herrn von Oriol kann ich nicht urteilen, aber ich bitte dich inständig, Lis, gib acht. Du kennst die Leute nicht, und weißt nicht, wie zerbrechlich ein Frauenruf ist.“

„Das ist mir ganz gleichgültig, ich tue nichts Böses.“

„Das genügt nicht, liebes Herz, du darfst auch nicht glauben lassen, du tuest es.“

„Weißt du, Martin, ich will dir etwas sagen: Wir leben jetzt Gott sei Dank nicht mehr auf dem Dorf. Alle die jungen Frauen, die Mary kennt, unterhalten sich so gut sie können, und niemand findet etwas Böses dahinter. Und sie lieben alle hübsche Kleider, und gehen ins Theater und kennen die Schauspieler...“

„Lis, ich möchte aber doch, du ließeest es. Gehe wenigstens nicht so oft mit Frau Mary zu Lorenz...“

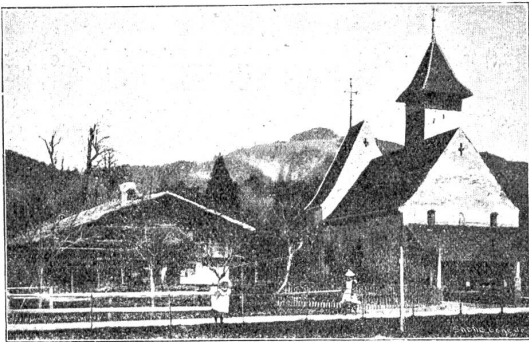
„O nein,“ rief Lis, und dehnte das O endlos. „Nein, das kannst du mir nicht verbieten.“

„Ich verbiete nichts, ich bitte dich bloß. Gehe ich denn mit Damen spazieren? Oder gehe ich mit ihnen zu Lorenz?“

„Du bist schon mit Kate van An del spazieren gegangen.“ Lis stellte sich paßig vor Martin.

„Mit Kate van An del? Ich habe sie begleitet, weil sie den selben Weg hatte, und wir haben von Gottfried Keller gesprochen.“

„Und Oriol und ich hatten auch denselben Weg, und wir sprachen von dem neuen Varieté Sans Souci.“



Das Kirchlein von Scherzligen.

„Ganz dasselbe ist es nicht,“ sagte Martin. „Aber eines, Lis, versprich mir: Sorella ist ein so wundervoller Mensch, versuche ihre Freundschaft zu gewinnen. Sie weiß so viel. Sie ist so zart in ihrem Empfinden, sie liebt und versteht die Jugend und ist so entzückt von dir, willst du dir nicht Mühe geben?“

„Doch, doch,“ sagte Lis, „aber was rede ich mit ihr? Sie spricht von Büchern und von Konzerten, und von Bianchi und dir, und von Architektur und Kunst und solchen Sachen. Ich habe das Gefühl, wenn ich bei ihr bin, als sei ich angebunden.“

„Das schadet nichts,“ sagte Martin. „Das ist nur im Anfang so, nachher wirst du merken, daß du ganz frei bist. Willst du es also mir zuliebe versuchen?“ Lis versprach es ernsthaft:

„Ich verspreche es dir. Alles, was du willst. Ich bin so entsetzlich glücklich. Aber kann's denn nicht eine Weile so bleiben?“

„Doch, doch, Herz, ganz gewiß soll's so bleiben, Schätzlein.“ Sie küßte ihn, und zog ihn an der Hand auf den Balkon.

Der See lag silberübergossen vor ihnen, und kleine weiße Schaumwellchen rollten ans Ufer und zerblättern wie müde Blumen.

„Es ist herrlich zu leben,“ sagte Lis.

(Fortsetzung folgt.)

Schloß Schadau in Thun.

„Es war einmal!“ möchte man sagen, wenn wir an die Sommer zurückdenken, da Schloß Schadau, wie es hier im Bilde vor uns steht, von der Familie des Schweizer-Obersten Albert von Rougemont* bewohnt war, als der wundervolle Park und die Weganlagen im paradiesischen Wäldchen, das sich idyllisch um die Seebucht schmiegt, peinlich gepflegt wurden, selbst zur Freude der Öffentlichkeit, da an Sonntagen das Publikum freien Einlaß hatte und lustwandeln durfte wie auf eigenem Boden. Damals war Schloß Schadau der Stolz der Stadt Thun, und ein überaus erfreuliches, fast inniges Verhältnis verband ihre Bevölkerung mit dem lokalen Schloßherrn, mit seiner leutseligen Familie, so daß man von einer gegenseitigen Anhänglichkeit sprach, die nie getrübt wurde.

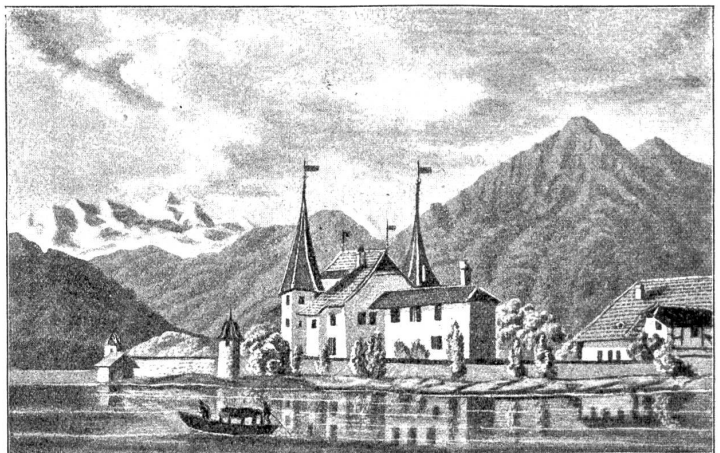
Es ist anders geworden; 1899, nach dem Tode des Obersten ging das Gut auf seinen Sohn Alfred über, der mit seiner Mutter und seinen zwei Schwestern, Laurence und Margrith, das Erbe teilte. Bald nachher hat ein tragisches Geschick den Jüngling ereilt. Zu seinem Erben setzte er testamentarisch seinen Neffen Henri, Sohn des Barons von Swaine von Rougemont in Berlin ein, wohl in der Hoffnung, dieser werde einmal das Schloß derer von Rougemont wieder beleben. Es scheint nicht, daß der heute dreizehnjährige Besitzer nach Jahr und Tag in der Schadau einziehe. Es fehlt wohl am Kontakt mit der Gegend; Erziehung und Lebensziele mögen einen andern Weg vorsteden.

Schloß Schadau ist heute feil zum Verkauf. Letzten Winter wurden die Möbel ausgeräumt, lieblos versteigert, und diesen Frühling wurde auch die Gärtnerei aufgehoben. Wild wuchert nun der einst so schöne Park, der Riesweg ist überwachsen, und die von den Wassern gurgelnd umspülte, auf dem schönsten Erdenfled über den blauen See den prunkenden Bergen zu schauende, feenhaft Besetzung macht ganz

den poesievollen Eindruck eines verwunschenen Märchenschlosses, das traumhaft seiner Wiederbelebung harret.

Das heutige Schloß im anglo-normannischen Stil ist 1850 erbaut worden. Die Schadau war einst das Sekkhaus der Freiherrschaft Spiez zu Scherzligen. Der Name soll vom Schaden, den die Au von den anprellenden Wogen des Sees erlitt, hergeleitet sein, vielleicht hieße es richtiger Gstadtau.

Das Schloß war einst mit einem Grendel umgeben und fest, war Mannslehen von Spiez, und besaß Gerichtsbarkeit innert seinen Mauern. Die Zehntherrschaft war einst für Scherzligen und Schadau ein Lehen des Reichs. 1307 vergabte Walter von Wädischwyl dem Kloster Interlaken das ganze Lehensrecht in der Kirchhore Scherzligen. (Heute findet im Scherzligkirchlein jeweilen den Sommer über der französisch protestantische Gottesdienst statt, wofür der Gemeinderat von Thun alljährlich einen Kredit bewilligt.) 1340 empfing es Freiherr Johann von Strättlingen von Kaiser Karl und später von König Wenzel. Jener gab es



Ansicht der „Alten Schadau“ bei Thun.

* Johann, Friedrich, Albert von Rougemont selig war heimatberechtigt in Neuenburg, Bern, Murten und Thun, und verheiratet mit Mina, Justine, Anna De Constant-Rebecque von Lausanne, Moudon, Zouggen, Méziery und Biel.